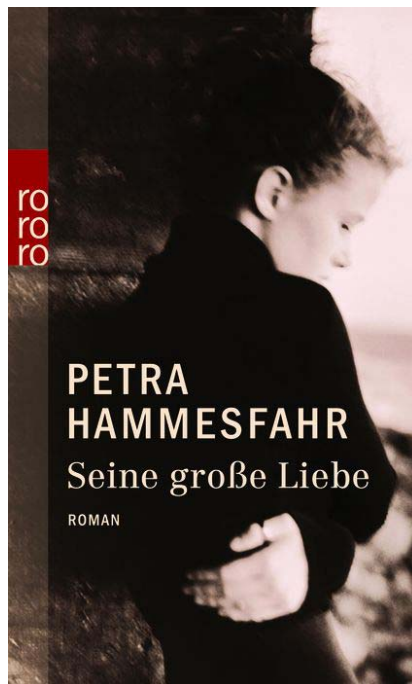




Leseprobe aus:

**Petra Hammesfahr**  
**Seine große Liebe**



## **O-Ton – Angelika**

Es wird vermutlich niemand, der mich kennt, verstehen, wie ich in diese Situation geraten konnte. Ich verstehe es selbst nicht mehr und erwarte kein Verständnis. Ich hatte auch nie welches, wenn ich solche Beichten, Geständnisse oder Erfahrungsberichte von Leuten las, die sich einbildeten, sie hätten etwas Außergewöhnliches erlebt, erlitten, angestellt oder es wäre ihnen etwas in dieser Art widerfahren. Ich habe viele gelesen.

Sie setzten sich in der Regel zusammen aus den Irrtümern der Betroffenen, aus Dummheit oder Gutgläubigkeit, aus Feigheit, Unentschlossenheit, unerfüllbaren Hoffnungen und negativen Erlebnissen, von denen viele mit ein bisschen Vernunft hätten vermieden werden können. Außenstehende, mit Ausnahme von Polizisten und Staatsanwälten in so speziellen Fällen wie dem meinem, sind daran nur selten interessiert, weil sie nie finden, was sie erwarten; das wirklich Ungewöhnliche.

Zum Großteil sind diese Geschichten banal, manche sind tragisch. Meine eigene ist kaum die große Ausnahme, nur ein weiterer Beweis dafür, dass es Menschen, sogar brünette Frauen gibt, die sich für intelligent und gebildet halten und in Wahrheit dümmer sind als Stroh, vor allem, wenn sie mit dem Unterleib denken.

Normalerweise sagt man Männern nach, dass ihr Verstand aussetzt, wenn Hormone die Regie übernehmen. Bei mir hat das in den letzten zwei Jahren und vier Monaten auch hervorragend funktioniert.

Es gab Tage, da wollte ich glücklich und dankbar sein, dass niemals irgendjemand irgendwo nachlesen könnte, wie ich auf Knien gelegen hatte. Jetzt bin ich froh, dass ich noch darüber reden kann. So ändern sich die Zeiten. Es sind alle Zutaten da, die man für einen Spannungsroman braucht. Sex and

crime and money. Ich kann das beurteilen, ich hatte mal einen Verlag, in dem auch Thriller erschienen.

Aufschreiben kann ich den meinen nicht mehr. Ich verfüge zwar noch über einen funktionierenden Kugelschreiber und habe mir nicht beide Hände gebrochen, nur die Fingernägel ruiniert. Aber mir ist das Papier ausgegangen. Es spricht sich auch schneller, als es sich schreibt, und man vertreibt sich die Zeit damit.

Zum Glück hat Bruno schon nach unserem zweiten Aufenthalt in unserer spanischen Traumvilla seinen alten Kassettenrecorder hier zurückgelassen. Mit einem CD-Player wäre ich jetzt aufgeschmissen, könnte nur Musik hören bis zum Abwinken.

Das Ding muss zwanzig Jahre alt sein, mindestens. Es ist ein richtiges Museumsstück. Aber es funktioniert ausgezeichnet, zeigt mit einem roten Lämpchen den Aufnahmemodus an, hat ein eingebautes Mikrophon, ist handlich und braucht keinen Strom. Ich könnte sogar längere Spaziergänge damit unternehmen. Batterien sind ausreichend vorhanden.

Kassetten habe ich auch mehr als genug. Sie sind alle gespielt, vielmehr von CDs oder alten Schallplatten überspielt. Schumann und die Beatles mit «Yellow Submarine», Vivaldi und Prince mit «Purple Rain», Händel und Rod Stewart, No Mercy: «When I Die», die Erste Allgemeine Verunsicherung mit ihren Blödelsonsongs «Fata Morgana» und «Geld oder Leben» und nicht zu vergessen Tina Turner und Andrea Berg mit den wie für uns maßgeschneiderten Zeilen «This is my life» und «Du hast mich tausendmal belogen».

Eine bunte Musikmischung und bezeichnend für Bruno. Sie macht mehr als alles andere deutlich, was für ein Mann er ist.

Nein. Das war nicht korrekt ausgedrückt. Jetzt muss es heißen: was für ein Mann Bruno war. Er liegt hinter mir auf dem Bett und ist jetzt eine Leiche.

**Anmerkung** Bis dahin hatte sie hektisch und etwas kurzatmig gesprochen, in emotional stark schwankendem Tonfall, den sie mit dem für sie typischen Sarkasmus auszugleichen suchte. Nun stockte sie, es war ein kurzes Schniefen zu hören. Sie hatte wohl längere Zeit geweint, ehe sie sich entschloss zu reden. Als sie weitersprach, klang ihre Stimme bei den ersten Sätzen, als kämpfe sie erneut gegen die Tränen an. Unmittelbar darauf fand sie wie auf ein Stichwort ihren Rhythmus, den sie etwas länger als zwei Stunden durchhielt.

### **O-Ton – Angelika**

Ich kann nicht hinschauen, habe mich ans Fenster gestellt und betrachte den Himmel; den unbewölkten, glasblauen Himmel Spaniens, der alles so klein und nichtig macht. Und die Landschaft; genau genommen trist, nur grün und braun und einsam. Trotzdem hatte ich immer das Gefühl, hier im Paradies zu leben. Nur wird im Paradies nicht gestorben.

Es ist noch so unwirklich. Ich habe sein Betteln noch im Ohr. «Tu es nicht. Ich bitte dich, tu das nicht, Angelique.»

Angelique. Auf so eine Idee konnte nur Bruno kommen. Angelika war ihm zu nüchtern, viel zu kühl. Der Name passe nicht zu mir, behauptete er und wollte mir einreden, ich hätte Ähnlichkeit mit der Romanfigur, die vor Jahren unzähligen Frauen einen Fluchtweg aus dem Alltag bot.

Die romantische Heldin, die jede Situation ihres Lebens spielend bewältigt. Vielleicht nicht immer spielend; um der Spannung willen mussten unzählige Hürden überwunden und zahlreiche Kämpfe ausgefochten werden. Aber sie schaffte es immer, das zählte. Ich hoffe inständig, dass ich zumindest ein bisschen Ähnlichkeit mit ihr habe und die nächsten Stunden mit Anstand und Würde hinter mich bringe.

Vom Wesen her war sie geduldig, leidenschaftlich und kämpferisch natürlich. Äußerlich wallendes Blondhaar, ein

Gesicht wie aus Porzellan, perfekt geschnitten oder was man sich so unter perfekt vorstellt, wenn es um weibliche Schönheit geht. Stupsnäschen, Schmollmund und dunkle Kulleraugen, von langen, geschwungenen Wimpern dezent überschattet. Dazu eine Traumfigur. Lange, schlanke Beine, üppiger Busen, flacher Bauch und eine Taille, die ein Mann mit den Händen umfassen kann. Eine Frau eben, nach der sich alle Männer umdrehen.

Als ich Bruno kennen lernte, war ich alles andere als das. Dünnes braunes Haar, aus dem sich einfach nichts machen ließ. Mein Friseur verzweifelte jedes Mal daran und begnügte sich schließlich damit, es zu schneiden. Ein Gesicht wie ein Weihnachtsapfel mit roten Backen, die immer von den leuchtenden Augen ablenkten. Lange Wimpern hatte ich nie. Und meine Figur: eins fünfundsechzig groß und vierundachtzig Kilo schwer.

Ich war schon als Kind viel zu dick. Papa nannte mich Geli. Als ich ins Teenageralter hineinwuchs, sagte er auch manchmal «Pummelchen». Aus Papas Mund klang das noch irgendwie niedlich. In der Schule klang es anders.

In den Sportstunden schämte ich mich zu Tode. Eingezwängt in schwarze Gymnastikhosen, deren Gummibündchen Taille und Schenkel einschnürten, als hätte jemand ein paar Stücke Kordel um einen prallen Sack gebunden. Und dann im Verein mit den grazilen Elfen hüpfen und springen. Wie ein Wildschwein kam ich mir vor. Es fiel auch hin und wieder der Ausdruck «Fette Sau».

Was habe ich als Teenager nicht alles unternommen, um ein paar Kilo loszuwerden. Die Rhabarberdiät, die Kartoffel-diät, die Eierdiät. Einmal habe ich mich tatsächlich geschlagene drei Wochen lang nur von hart gekochten Eiern ernährt, weil ich gelesen hatte, davon würden die Pfunde nur so wegschmelzen. Mir wurde nur übel dabei, sonst tat sich nichts.

Papa sagte häufig: «Das ist Babyspeck, es wächst sich noch aus, Geli.»

Tat es nicht. Ich musste einen Teller bloß ansehen, um den Inhalt am nächsten Tag auf Hüften, Hintern, Oberschenkeln, am Bauch und rund um die Taille zu haben. Später habe ich einmal gelesen, dass man sich die Fettzellen als Kind anfrisst und nie wirklich loswird. Sie schrumpfen nur, wenn man fastet. Sobald man damit aufhört, entfalten sie sich wieder zur vollen Größe, leider auch noch darüber hinaus.

Meine Fettsucht hing wahrscheinlich mit dem Tod meiner Mutter zusammen. Kurz nach meinem dritten Geburtstag musste sie für einen Routineeingriff ins Krankenhaus und bekam nach der OP hohes Fieber. Man stellte zwar noch eine bakterielle Infektion fest, konnte jedoch nichts mehr für sie tun. Sie starb binnen weniger Tage.

Auf Fotos von mir, die vor ihrem Tod entstanden sind, ist es noch nicht gar so schlimm. Darauf bin ich ein pausbäckiger Engel im Kinderwagen, auf dem Arm oder an der Hand einer Frau, die man durchaus als hübsch und schlank bezeichnen darf. Und als sehr vermögend, so dass Papa es sich leisten konnte, seinen Traum, Bücher zu verlegen, zum Beruf zu machen.

Ich kann mich kaum an meine Mutter erinnern, will auch nicht behaupten, ich hätte sie furchtbar vermisst. Ich war kein einsames Kind, musste nicht in ein Internat, war nie allein, obwohl Papa nie so viel Zeit hatte, wie er gerne für mich gehabt hätte.

Der Verlag nahm ihn stark in Anspruch. Bis zu Mamas Tod war es ein winziger Verlag, eher eine Liebhaberei. Es wurden pro Jahr nur zwei exklusive Bildbände herausgebracht. Danach machte Papa daraus sein Lebenswerk, steckte seinen gesamten Anteil vom Erbe hinein, verlegte die ersten Romane, später auch Sachbücher. In den ersten Jahren war das ein ständiger Existenzkampf für ihn. Bei einem Konkurs hätte er

mit leeren Händen dagestanden, nur noch ein Wohnrecht auf Lebenszeit in unserem Haus und eine reiche Tochter gehabt, an deren Erbe er sich nicht vergreifen durfte.

Später hatte der Reuter-Verlag sich etabliert, musste sich jedoch ständig gegen die Konkurrenz der Großen behaupten. Da blieb erst recht kaum noch eine Minute Freizeit. Papa war oft unterwegs, verhandelte wegen Auslandslizenzen, bemühte sich, neue Autoren zu gewinnen und zu behalten, was gar nicht so einfach war. Dankbarkeit wird in dem Geschäft klein geschrieben. Wer sich mit Hilfe des Reuter-Verlags einen Namen gemacht hatte, ließ sich nur zu gerne von größeren Verlagen abwerben, die mehr bieten und den Namen noch bekannter machen konnten.

Deshalb setzte Papa auf eine familiäre Atmosphäre, um Leute zu binden, an denen ihm besonders viel lag. An den Wochenenden hatten wir meist Autoren zu Gast, auch mal die eine oder andere Autorin, die sich womöglich Hoffnungen auf den Verleger machte. Aber Papa dachte nicht daran, noch einmal eine neue Beziehung einzugehen.

Unsere Gäste wurden nur nach allen Regeln der Kunst verwöhnt, umsorgt, umschmeichelt und opulent beköstigt. Dafür sorgten unsere Haushälterinnen, es waren drei im Laufe der Zeit, in der Regel ältere Frauen. Und sie sorgten eben auch dafür, dass ich nicht zu kurz kam.

Sie haben den Grundstein für meine Probleme gelegt, glaubten wohl, mich für entgangene Mutterliebe entschädigen oder fürs Bravsein belohnen zu müssen. Hier ein Schokoladenriegel, dort eine Praline, zum Nachtschisch täglich Pudding oder Eis.

Und in der Schule sangen die Jungs hinter mir her: «Angelika ist fett, und liegt sie nachts im Bett, dann träumt sie nur von Marzipan, sie kriegt nie einen Mann.»

Herbert Roßmüller hat dieses Liedchen gereimt und mit seiner Clique einstudiert. Er tat sich durch besonders lautes

Absingen hervor. Ein nicht besonders geistreicher Text, aber als besonders geistreich konnte man Herbert in jungen Jahren auch nicht bezeichnen. Er war knappe zwei Jahre älter als ich, wir besuchten trotzdem dieselbe Klasse. Einmal hatte er Glück beim Stichtag gehabt und konnte seine Einschulung um ein Jahr hinausschieben, danach hatte er einmal Pech mit der Versetzung.

Wenn ich je einen Menschen gehasst habe, dann Herbert Roßmüller, zumindest in unserer Kindheit und Jugend. Obwohl, wenn ich ehrlich bin – das sollte ich sein, es hilft keinem mehr, wenn ich mich oder sonst wen belüge; es war schon mit dreizehn eher so eine Art Hassliebe. Zu der Zeit war ich bis über beide Ohren in ihn verknallt. Und etwas, von dem man genau weiß, dass man es nicht haben kann, muss man sich selbst madig machen, dann wird der erzwungene Verzicht erträglich.

Ich wünschte Herbert inbrünstig ein Drüsenleiden oder eine Stoffwechselstörung, die ihn aufschwemmte wie einen Wasserball, dazu eine stark entzündete Akne, die sein Gesicht fürs ganze Leben verunstaltete.

Er war als Kind und Jugendlicher exakt das, was man als schön bezeichnet. Ein schlanker, wohlproportionierter Körper, ein schmales, klassisch geschnittenes Gesicht. Da störte kein überflüssiges Härchen in den Augenbrauen. Graue Augen, ein sehr dunkles Grau, fast schon anthrazit, mit feinen, helleren Streifen in der Iris, die ihm einen feurigen Blick verliehen. Die langen Wimpern darüber hatten von Natur aus die Form, die sich Mädchen anklebten oder mit Zangen einzudrücken versuchten. Ich auch, und mehr als einmal habe ich mich entsetzlich dabei ins Lid gekniffen.

Herbert hätte Modell stehen können für eine dieser griechischen Statuen, an denen Frauen immer ratlos stehen bleiben, weil sie sich fragen, warum so ein traumhafter Körper mit einer eher mickrigen Männlichkeit ausgestattet ist und ob man, beziehungsweise Frau, für den blanken Neid sämt-

licher Freundinnen auf ein paar Zentimeter mehr verzichten könnte. Man müsste ja nicht erzählen, dass er an der gewissen Stelle ein bisschen unterentwickelt ist. War, nein, ist. Bei Herbert muss es heißen: Er ist. Er lebt ja und ist nicht unterentwickelt.

Wie viele schöne Menschen hatte er absolut kein Gespür für die Nöte der Hässlichen. Manchmal war er richtig grausam. Leider waren schon unsere Mütter gute Freundinnen gewesen. Daraus hatte sich eine Freundschaft zwischen unseren Vätern entwickelt.

Roßmüller senior war Rechtsanwalt und der Rechtsberater meines Vaters. Wenn wir mal keine Autoren zu Gast hatten, saß stattdessen der alte Roßmüller bei Papa, brachte in der Regel seinen Nachwuchs mit, weil der schöne Herbert mal wieder irgendwelche Lektionen für die Schule verschludert hatte oder Nachhilfe brauchte.

So konnte Herbert mir auch sonntags ungestraft Gemeinheiten zuflüstern. Wahrscheinlich kam er nur deshalb mit. Ich meine, für einen Jungen von sechzehn oder siebzehn Jahren gibt es am Sonntagnachmittag sinnvollere Freizeitgestaltungen, als mit Papa einen befreundeten Verleger zu besuchen. Seine Hausaufgaben hätte er auch bei Freunden abschreiben können.

Mit Vorliebe nannte er mich Röllchen oder Tönnchen. Und wenn ich bei den vermaledeiten Bundesjugendspielen wieder einmal nicht von der Stelle kam, brüllte er über den Sportplatz: «Leg dich hin und lass dir einen Tritt geben. Wenn du rollst, klappt das vermutlich besser.»

Ich weiß noch genau, dass er mich einmal fragte, ob er unter meinen Pullover fassen dürfe. «Lass mich doch mal fühlen, Geli, sei nicht zickig. Früher haben wir sogar zusammen gebadet.»

Ja, mit drei oder vier. Nun war ich vierzehn und brauchte schon Körbchengröße C. Unsere Väter saßen im Wohnzimmer über irgendeinem Rechtsproblem. Herbert sollte sich von

mir nur etwas Nachhilfe in Biologie geben lassen. Stattdessen wurde er unverschämt. Als ich ablehnte, meinte er mit einem blöden Grinsen: «Das war nur ein Witz, Speckschwarte. Oder hast du wirklich geglaubt, ich will mir fettige Finger holen?»

**Herbert Roßmüller** Ich will mich hier nicht entschuldigen für das, was ich in unserer Jugend zu ihr gesagt habe. Man muss nicht unbedingt Gewalt anwenden, um ein Leben zu zerstören, oft richten Worte den größeren Schaden an. Zu der Erkenntnis sind vor mir gewiss schon viele andere gelangt. Ich habe es erst richtig begriffen, als ich die Kassetten abhörte, Stunde um Stunde ihrer Stimme lauschte und allem anderen, was ebenfalls aufgezeichnet wurde.

Ich sehe sie zwangsläufig vor mir mit diesem alten Recorder, dessen Spulen sich unerbittlich weiterdrehen, auch wenn Verzweiflung oder Furcht ihren eisernen Willen bezwang und sie völlig die Fassung verlor. Sie war so sehr um Haltung bemüht, in den ersten und den letzten Stunden ausschließlich die Angelika oder Geli, die ich seit frühester Kindheit kannte.

Ich sehe sie auch noch einmal, wie sie als Teenager gewesen ist, als ich dem Betonfundament, das ihrer Meinung nach fürsorgliche Haushälterinnen gelegt hatten, den Grundstein hinzufügte. *Angelika ist fett. Speckschwarte!* So hätte ich sie wirklich nicht nennen dürfen, das war hundsgemein. Aber es war auch eine Art Selbstschutz. So habe ich es ihr erklärt, als ich mich bei ihr entschuldigte.

Es war nie so dramatisch mit ihrer Figur, wie sie glaubte. Ich kann mir ein Urteil erlauben, weil ich sie bis zum Abitur fast täglich sah und es in Fotoalben meiner Eltern noch unzählige Aufnahmen gibt, die uns gemeinsam im Planschbecken oder in der Sandkiste zeigen.

Ich erinnere mich sogar noch daran, dass ihre Mutter sie auf meiner Spieldecke wickelte. Bei der Gelegenheit habe ich sie heftig in ein Beinchen gebissen und wurde zur Strafe

für eine halbe Stunde in mein Zimmer verbannt. So etwas prägt sich ein. Dreißig Minuten können das Leben eines Dreijährigen und seine Einstellung zu anderer Leute Kinder entscheidend verändern.

Ich war maßlos eifersüchtig auf Geli, weil sie damals alle Welt, meine Mutter eingeschlossen, in helles Entzücken versetzte. So ein süßes Kind, hieß es immerzu. Das war sie ohne Zweifel. Und sie war auch ein Kind, das man nicht nötigen musste, den Teller leer zu essen. Geli wusste schon in sehr jungen Jahren, dass es unhöflich war, lustlos in der Nahrung herumzustochern.

Nach dem Tod ihrer Mutter lebte sie fast ein Jahr bei uns, weil ihr Vater erst einmal seinen Schmerz bewältigen musste und sich Hals über Kopf in Arbeit, den Aufbau seines Verlags, stürzte, ehe er sich darauf besann, dass er eine Tochter hatte, die ihn brauchte. In dem Jahr war Geli mein erklärtes Feindbild.

Nicht genug damit, dass ich die Aufmerksamkeit meiner Eltern mit ihr teilen musste, ich hörte auch bei jeder Mahlzeit, ich solle mir ein Beispiel an ihr nehmen. Ich war als Kind ein schlechter Esser. Und mit fünf war ich der Meinung, wir müssten sie für immer behalten. Ich war grenzenlos erleichtert, als ihr Vater sie endlich wieder abholte und sich in der Folgezeit weigerte, sie meiner Mutter noch mal für ein Wochenende oder gar einen Urlaub zu überlassen.

Diese Zeit hat sie auf den Bändern beinahe gänzlich unterschlagen. Sie wurde nicht gerne daran erinnert, das weiß ich. Bezeichnend dafür ist auch, dass sie meinen Vater nur einmal als Roßmüller senior und danach nur noch als den alten Roßmüller anführte. Dass sie ihn früher Onkel genannt und bei seinem Anblick leuchtende Augen bekommen hatte, schien sie vergessen zu haben. Von meiner Mutter sprach sie gar nicht.

Später waren es Gelis Leistungen in der Schule, die mir als Vorbild vorgehalten wurden. Sie war eine herausragende

Schülerin, nicht unbedingt in Sport, aber in allen anderen Fächern schrieb sie nur Bestnoten.

Es klingt auch gemein, das so zu formulieren, aber in jungen Jahren sah ich es so: Geli hatte die Woche über nichts Besseres zu tun, als sich auf den Lernstoff zu konzentrieren, Bücher zu lesen und eine Schallplatte von Pierre Brice, den sie als Dreizehn-, Vierzehnjährige glühend verehrte, rauf und runter zu hören und mitzusingen.

«Ich steh allein in einsamer Nacht und der Wind trägt mein Lied in die Ferne. Tausend silberne Sterne halten am Himmel die Wacht. Der Weg zu dir ist noch so weit, doch es wartet auf uns eine schöne Zeit. Als ich dich sah, da wusst' ich sofort, du allein bist der Traum meines Lebens. Dass dieser Traum nicht vergebens, weiß ich, ich hab ja dein Wort.»

Wie oft habe ich das damals gehört, wenn mein Vater und ich bei ihnen ankamen. Auf den Bändern sang sie es auch gelegentlich, überbrückte wohl mehrfach die Stille beim Kassettenwechsel mit etwas Gesang oder Momente, in denen ihre Gedanken abschweiften. Nicht jedes Mal sang sie von der einsamen Nacht, den Schlagertext von Andrea Berg flocht sie ebenso ein wie Zeilen aus den Liedern der Ersten Allgemeinen Verunsicherung. Ich will mit diesem Hinweis nicht vorgreifen, erwähne es hier nur, damit die betreffenden Passagen nicht jedes Mal von einer Anmerkung unterbrochen werden. Gesangszeilen sind kursiv gesetzt.

Auch wenn sie das Gegenteil behauptete: Sie war ein sehr einsames Kind. Freundinnen hatte sie nicht. Es war allerdings nicht so, dass sie abgelehnt wurde. Ihr waren alle zu dumm oder zu albern. Für Albernheiten hatte sie damals keine Zeit.

Einen Vater hatte sie im Grunde auch nicht. Nach außen wurde stets ein inniges Vater-Tochter-Verhältnis demonstriert. Zu innig, um Geli mal ein Wochenende freizugeben.

Ihr Vater schlug jede Einladung im Freundeskreis aus. An den Wochenenden betrieb er Autorenpflege. Da ließ er Geli nicht von seiner Seite. Meine Tochter! Die Ersatzpartnerin oder das Vorführobject, das sich schon mit zehn oder zwölf am Niveau der Gäste orientierte und in der Schule mit Tolstoi brillierte.

Einmal zitierte sie sogar Homer, im Original, das weiß ich noch. Da konnten gleichaltrige Mädchen oder Jungs wie ich, die alles andere als die Klassiker der Weltliteratur im Sinn hatten, natürlich nicht mithalten. Und das gab sie einem auch sehr deutlich zu verstehen.

Meine Mutter ist heute noch der Meinung, dass Gelis Vater der wahre Grund allen Übels war. Dass sie zeit seines Lebens aus Rücksicht auf ihn ihre eigenen Interessen und Bedürfnisse in den Hintergrund schob und ihren vermeintlich widerlichen Körper nur als Vorwand nahm. Dass sie sich möglicherweise verpflichtet fühlte, allein zu bleiben, damit er nicht auch noch sie hergeben oder zumindest mit einem anderen Mann teilen musste.

Ich kann zwar nicht beurteilen, wie sie mit zwanzig oder dreißig aussah. Aber ich bin sicher, sie hätte Männer haben können. Sie hätte als Teenager auch Freunde haben können. Doch sie hatte eine unnachahmliche Art, alle vor den Kopf zu stoßen und jeden zu vergraulen, der ihr Avancen machte.

Zu der Zeit war sie weiß Gott nicht fett, nur pummelig oder, wie mein Vater das ausdrückte, «Gut dabei», was sich vor allem auf ihre Oberweite bezog, die mich ungeheuer reizte.

Ich fuhr an den Sonntagnachmittagen nicht mit, um Geli zu beleidigen. Ich war auch nicht jedes Mal dabei, wenn unsere Väter etwas zu besprechen hatten. Manchmal wurde ich abkommandiert, um mir von ihr Nachhilfe geben zu lassen. Erfreut darüber war ich verständlicherweise nicht. Und mit sechzehn erschien es mir sinnvoller, speziell Biologie am

lebenden Objekt zu erkunden, statt mir wieder einmal von Geli erklären zu lassen, ich sei viel zu dämlich fürs Gymnasium. Als ich abgewiesen wurde, vergriff ich mich im Ton. So ist das in dem Alter, man muss einstecken und teilt aus. Mir ist mit sechzehn nicht der Gedanke gekommen, Geli sei in mich verliebt. So benahm sie sich wahrhaftig nicht.

Als ihren Folterknecht hat sie mich mehrfach bezeichnet. Das war ich ohne Zweifel in unserer Jugend und zuletzt. Aber ich will nicht vorgreifen.

### **O-Ton – Angelika**

Angelika ist fett! Irgendwann wird das zum Trauma. Man kann sich selbst nicht mehr akzeptieren. Aber man muss leben mit den Speckrollen, den viel zu schweren Brüsten und den Rückenschmerzen, die sie verursachen, mit den wunden Stellen dazwischen und darunter, mit den von Büstenhalterträgern wund gescheuerten Schultern. Mit den Polstern auf den Hüften, dem Wulst um die Taille, den Oberschenkeln, die eher zu einer Elefantenkuh passen als zu einem jungen Mädchen. Mit dem Bauch, der aussieht, als wäre man im siebten Monat schwanger. Und mit dem Vollmondgesicht, das zu allem Überfluss eine viel zu lange Nase mit einem Höcker hatte.

Um es einigermaßen ertragen zu können, lebt man allein, geht freiwillig allem aus dem Weg, was ausschließlich Hosen trägt und darauf wartet, sich endlich regelmäßig rasieren zu müssen. Man hat durchaus seine Sehnsüchte, erwacht morgens auf feuchtem Kopfkissen, und nicht nur das Kissen ist feucht. Die Augenlider sind vom Weinen gerötet und aufgequollen, weil wieder mal so ein Prachtexemplar aufgetaucht ist, von dem man nur träumen darf, will man sich nicht noch ein paar Beleidigungen anhören.

«Sie kriegt nie einen Mann!» Bestimmt nicht so einen wie Herbert Roßmüller, dachte ich damals. Und einen weniger schönen wollte ich nicht.